

**Zeitschrift:** Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums  
**Band:** 66 (2010)

**Buchbesprechung:** Rezensionen

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 07.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rezensionen

WOLF, BEAT: *Jerusalem und Rom: Mitte, Nabel – Zentrum, Haupt. Die Metaphern „Umbilicus mundi“ und „Caput mundi“ in den Weltbildern der Antike und des Abendlandes bis in die Zeit der Ebstorfer Weltkarte*, Bern u. a.: Peter Lang 2010, 414 S. mit Abb. gr.8°. ISBN 978-3-03911-161-9.

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete und erweiterte Fassung einer von Hubert Herkommer und Thomas Gelzer betreuten, im Mai 2002 der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern vorgelegten Dissertationsschrift. Ziel der Arbeit ist zum einen die Erhebung der Ursprünge, Bedeutung und Funktion der literarischen Metaphern *umbilicus* und *caput* zur Bezeichnung der beiden Mnemotope Jerusalem und Rom in der jüdisch-hebräischen Überlieferung bis zum Ende des Prinzipats, in der antiken griechischen und römischen Literatur und in der Tradition der westlichen Kirche. Zum anderen sollen der kultur- und geistesgeschichtliche Hintergrund der drei genannten Traditionsbereiche und ihre rezeptiven Zusammenhänge und Eigentümlichkeiten deutlich werden (S. 51).

Die Untersuchung nimmt ihren Ausgangspunkt bei der Darstellung der in der mittelalterlichen *mappa mundi* aus dem Kloster Ebsdorf zum Ausdruck kommenden Weltdeutungstradition (S. 15-36). Einer konzisen Darlegung der Methodik (S. 37-53) folgen ausführliche Abschnitte zur jüdischen Überlieferung (S. 55-80), zur europäischen Antike (S. 81-162) und zur abendländischen christlichen Tradition (S. 163-251). Ein abschliessender Abschnitt (S. 253-270) dient der pointierten Zusammenfassung der Einzelergebnisse. Beigegeben sind Textbeispiele (S. 271-335), Abbildungen (S. 337-371), chronologisch geordnete Register der zitierten Werke und Stellen (S. 373-389), der Quellenschriften und der Sekundärliteratur (S. 391-411) sowie ein Abkürzungsverzeichnis (S. 413f.). Register der Namen, Sachen und Orte fehlen.

Die zentrale These der Studie besteht in der Unterscheidung zwischen der ursprünglichen metaphorischen Bedeutung der antiken Kultorte Jerusalem und Delphi als *umbilicus mundi*, d. h. als räumlich-geometrische Weltmittelpunkte und zentrale theologisch-spirituelle Zentren der Kommunikation mit der göttlichen Sphäre einerseits und der späteren Bedeutung des christlichen Roms als *caput mundi*, d. h. als politischer, administrativer und dogmatischer Mittelpunkt der westlichen Kirche *ohne* spirituelle Konnotation andererseits (S. 255f.).

Die untersuchten Quellen aus dem jüdischen Traditionsbereich umfassen die hebräischen Heiligen Schriften, verschiedene jüdische Schriften aus hellenistisch-römischer Zeit sowie die ältere rabbinische Traditionsliteratur. Die hebräischen Texte werden durchweg nach modernen Übersetzungen unterschiedlicher Herkunft und Qualität zitiert. Während die in der Monographie behandelten griechischen und lateinischen Texte umfassend und philologisch korrekt analysiert und interpretiert werden, ist die Behandlung der hebräischen Literatur durchweg problematisch. So wird das Richterbuch von W. unbegründet auf das 13. Jahrhundert v.u.Z. datiert (S. 383). Sämtliche behandelten Psalmen seien „um 520 v. Chr.“ entstanden (S. 374). Auch die Datierung der Wirksamkeit eines „Jahwisten“ und

eines „Elohisten“ während der frühen Königszeit (S. 7, 373) entspricht seit Jahrzehnten nicht mehr dem Stand der Forschung. Weder BemR 1,4 zu 1,1 noch ShirR 7,6 zu 7,3 entstammen bereits dem 3. Jahrhundert u. Z. (S. 374). Auch die pauschalierende Rede vom „Urtext“ der hebräischen Bibel“ (S. 60) wäre zu diskutieren. Griechisch-hellenistisches und jüdisch-hebräisches Denken sind sicher nicht erst „durch die Vermittlung des frühen Christentums“ zusammengefloßen (S. 174). Weder der Hinweis auf die Bedeutung des Jerusalemer Tempels als „Zentrum des semitischen Denkens“ (S. 65) noch die Gegenüberstellung von „semitischen Juden“ und „indoeuropäischen Griechen“ (S. 253) zeugt von Sachverstand. Die Amts- und Verwaltungssprache im Osten des Römischen Reichs war nicht Latein (S. 164), sondern Griechisch, und der Mithraskult ist gerade hier selten und spät bezeugt (ebd.). Die „Midraschim“ (S. 77) können noch als Druckfehler durchgehen, die „Pseudoepigraphica“ (S. 66; v. l. „Pseudoepigraphen“ [S. 392, 393]) hingegen nicht.

Die materialreiche Arbeit enthält einige interessante Impulse für die weitere Erforschung der Bedeutung und Funktion der mythischen Vorstellung vom „Nabel der Welt“. Ihre besondere Stärke liegt in der Präsentation und Auswertung der antiken paganen Texte und der kirchlichen Literatur. Die Ausführungen zu den Quellentexten aus dem jüdischen Traditionsbereich bleiben dagegen ohne hinreichende philologische und religionshistorische Fundierung.

Mainz

Michael Tilly

FRANZ-KLAUSER, OLIVIA: *Ein Leben zwischen Judentum und Christentum. Moritz Heidenheim 1824-1898*, Zürich: Chronos-Verlag 2008, 337 S., Illustrationen, ISBN 978-3-0340-851-8.

Die Autorin beschäftigt sich mit einer Persönlichkeit, die zwischen den Religionen stand. Heidenheim wuchs nach 1824 in einer religiösen jüdischen Familie in Worms auf, sollte eigentlich Rabbiner werden, wandte sich aber dem Christentum zu und kam als anglikanischer Prediger 1864 nach Zürich, wo er nach seiner Habilitation an der Universität Zürich über Samaritaner und rabbinische Literatur forschte und lehrte. Seine Bibliothek wurde mit einer Spende der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich durch die städtische Bibliothek (heute Zentralbibliothek Zürich) angekauft und befindet sich dort bis heute. Ihre genauere inhaltliche Erschliessung liess mehr als hundert Jahre (!) auf sich warten. Olivia Franz-Klauser hat sie besorgt; jetzt lässt sie Biographie des Sammlers folgen. Anschaulich beschreibt sie den familiären Hintergrund der Heidenheims in Worms und die dortige jüdische Gemeinde. Unklar sind die näheren Umstände seiner um 1852/54 in England erfolgten Taufe. Seine Familie unterhielt dennoch weiter Beziehungen zu ihm und als anglikanischer Pfarrer in Zürich entwarf er eine hebräische Grabsteininschrift für seine Mutter für den jüdischen Friedhof in Worms (S. 219). Heidenheim beschäftigte sich mit samaritanischer Literatur und galt auf diesem Gebiet international als Experte, trotz Kritikern wie Abraham Geiger.

Durch die Biographie wird zugleich neues Licht auf die Zürcher protestantischen Theologen geworfen, die sich mit Heidenheim schwer taten, ihn 1864 zwar zur Habilitation zuliessen, ihm 1869 aber (und auch später) ein Ordinariat für

Altes Testament und Exegese verweigerten, da er zu stark vom „Rabbinismus“ geprägt sei – was in ihren Augen nicht nur negativ war, sondern ihn disqualifizierte. Seine Handschriftenankäufe finanzierte Heidenheim mit Immobilienverkäufen.

Die Autorin wirft wichtige und anregende Fragen zu den biographischen Umbrüchen und den Reaktionsmustern seiner Umgebung auf ihn auf. Dank ihrer Souveränität im Umgang mit den deutsch-jüdischen, hebräischen und allgemeinen ortsgeschichtlichen Quellen kann sie eine beeindruckende Gesamtdarstellung der Heidenheim'schen Vita vorlegen, die am Ende mehr ist als „nur“ die Biographie Heidenheims und viel über die zeitgenössischen Beziehungen zwischen Christentum und Judentum insgesamt aussagt.

Dossenheim

Uri R. Kaufmann

WEINREICH, MAX: *History of the Yiddish Language*, ed. Paul Glaser, transl. Shlomo Noble, 2 Bde, New Haven / London: Yale University Press 2008, 1752 S., ISBN 978-0-300-10887-3.

GELLER, EWA & MONIKA POLIT: *Jidyszland – polskie przestrzenie*, Warszawa: Wydawnictwo Uniwersytetu Warszawskiego 2008, 369 S., ISBN 978-83-23504-48-1  
*Polak. Żyd. Artysta. Tożsamość a awangarda*. Łódź: Muzeum Sztuki w Łodzi ms2 2009/2010 (Ausstellungskatalog).

Gute Wortschatzkenntnisse genügen nicht, um eine Sprache wirklich verstehen zu können. Dazu gehören auch viele hinter jedem Wort steckende Geschichten, die den Rahmen der Linguistik sprengen. SprachhistorikerInnen müssen ihren Forschungsgegenstand als autonome Struktur innerhalb der Totalität einer ethnischen Kultur begreifen. Ein Sprachgeschichtsbuch legt, parallel zur minutiösen Rekonstruktion eines phonetischen Systems in allen seinen Varianten, Rechen-schaft ab über historisch-geographische Determinanten der Entstehung einer Sprache, über Klima, Psychologie, Anthropologie und Literatur.

Diese Voraussetzungen wurden von Max Weinreich (1894-1964) in seinem posthum erschienenen Lebenswerk GESHIKHTE FUN DER YIDISHER SHPRAKH formuliert und auf eine sehr lesenswerte Art erfüllt. Als *History of the Yiddish Language* lag dieses Buch schon 1980 auf Englisch vor, jedoch wurde damals der umfangreiche Anmerkungssteil der Leserschaft vorenthalten. Seit zwei Jahren ist die neue vollständige englische Ausgabe lieferbar: Der Haupttext und der Anmerkungssteil (733 und 727 Seiten) sind miteinander verflochten; sie behalten gleichwohl ihre Autonomie, so dass man sie genauso gut parallel wie auch voneinander getrennt lesen kann. Ein 259-seitiges Register ist eine Textwelt für sich, die zum freien Stöbern in verschiedenen Themenbereichen einlädt und dabei neue Lektüremöglichkeiten eröffnet.

Weinreichs Rekonstruktion des Jiddischen wird in diesem mit langem Atem wie auch mit Vorliebe für Details geschriebenen Buch zu einer Rekonstruktion des jüdischen kulturellen Bewusstseins und dessen Kontextualisierung zwischen Autonomie und (linguistischer) Integration. Sein Versuch, die jüdische Kultur am Kreuzpunkt von zwei Linien zu definieren – der Vertikale der jüdischen Tradition und der Horizontale des nichtjüdischen Milieus – lassen ihn zu dem Schluss

kommen, dass weder das Ghetto- noch das Assimilation-Konzept die Sprachforschung weiterbringt. Das grösste Forschungspotenzial sieht er im losen Sprachgefüge. Das Jiddische definiert er als eine Fusionssprache, d.h. eine Mischsprache, in der die Buchstaben sowie nahezu der gesamte religiöse und juristische Wortschatz dem Hebräischen, der grösste Teil des Vokabulars sowie der Flexionsregeln dem Deutschen und die Satzstrukturen verschiedenen slawischen Sprachen entstammen. Weinreichs Untersuchungen verlaufen parallel auf der phonetischen, grammatischen, semantischen und sozio-kulturellen Ebene.

Besonders überzeugend klingen seine Überlegungen zu SprachbenutzerInnen und ihren Präferenzen. Wie verläuft der Prozess von Aufnahme bzw. Ablehnung einzelner Wörter und Wendungen? Warum ändern sich zu bestimmten Zeiten die Sprachgewohnheiten? Welches Licht auf die Sprache und ihr kulturelles Umfeld werfen Euphemismen, Deformationen von Entlehnungen oder auch von ganzen idiomatischen Wendungen? Wieviel an Ironie und Kulturkritik, was über soziale Verflechtungen lernen wir über den Wortschatz einzelner Sprachbereiche?

Da der Forscher das Jiddische im Kontext anderer (von Juden gesprochener) Sprachen untersucht, wird das Phänomen der dauerhaften jüdischen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit zum Leitfaden des Buches. Die oft schwierige Koexistenz des Jiddischen mit dem Hebräischen wird hier vor dem Hintergrund langer Ausführungen über schon ausgestorbene Sprachen und ihre gegenseitigen Verflechtungen (u. a. Hebräisch, Aramäisch, Griechisch, Persisch) untersucht. Es handelt sich um Varianten derselben Geschichte der sprachlichen Abgrenzung, um parallele Entwicklungen zweier Sprachen und um Kulturprestige einer Hauptsprache.

Beim Erforschen einer Fusionssprache soll man sich, so Weinreich, der Methoden aus anderen (Sprach-)Gebieten bedienen, diese jedoch nie mechanisch kopieren bzw. zusammensetzen. Die Perspektiven anderer Disziplinen sollten ins Gesamtbild der Sprachgeschichte integriert werden. In diesem Sinne schöpft Weinreich in seinem Buch u.a. aus dem Gedankengut des Strukturalismus.

Zu Recht bezeichnet Max Weinreich das Polen der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts als Heimat des Jiddischen. Als Gründe dafür nennt er nicht nur die damals zahlreiche jüdische Bevölkerung, sondern auch und vor allem die etablierte jüdische Presse und die vielgestaltige Verlagslandschaft – beides sieht er als Grundlage für die jüdische Massenkultur an.

Im Konferenzband *Jidyszland – polskie przestrzenie (Jiddischland – polnische Räume)* wird die jiddische Sprache als (virtuelle) Heimat der Juden wie auch als kulturbildender Faktor der jüdischen Zivilisation behandelt. In den jeweils mit Forschungsstand und -desiderata wie auch mit Bibliographie versehenen Aufsätzen wird das Jiddische zum wichtigsten Bezugspunkt. Der Band ist so konzipiert, dass ihn sowohl Laien als auch SpezialistInnen mit Gewinn lesen können. Sein Lehrbuchcharakter betont eine erweiterte Bibliographie am Ende des Buches, in der die wichtigsten Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Jiddistik versammelt wurden. Die Aufsätze des Bandes sind fünf thematischen Teilen zugeordnet: Sprachraum, Grenzraum, historischer Raum, gesellschaftlicher Raum, Raum nach dem Holocaust.

Im ersten Beitrag des Bandes berichtet Eva Geller über ideologische, methodologische („germanozentrische“ versus „slawozentrische“ Forschung), linguistische und geografische Auseinandersetzungen um die Genese und die Entwick-

lung des Jiddischen. Sah Weinreich den Ursprung des Jiddischen bei den aschkenasischen Juden im Einzugsgebiet des Rheins (Köln, Mainz, Worms, Speyer und Metz) so folgt Geller neuesten psycholinguistischen Methoden und möchte die Geburt der jiddischen Sprache nicht in einem geographischen Ort, sondern in den Köpfen ihrer BenutzerInnen platziert wissen. In weiteren Aufsätzen des ersten Buchteiles geht es um Sprache und Ideologie, um die Einflüsse des Jiddischen auf das Hebräische (Maciej Tomal), um jiddische Schulbücher (Magdalena Sitarz) und um realisierte bzw. nicht realisierte Wörterbücherprojekte (Magdalena Ruta). Die 1923 von Max Weinreich an der Universität Marburg verteidigte, 1993 erst veröffentlichte Dissertation über jiddische Dialekte gilt, so Sitarz, bis heute als die beste Darstellung der Geschichte der jiddischen Sprachforschung.

Die Grenzen sowohl der jüdischen Forschung als auch der Sprache werden im zweiten Buchteil aufgezeigt. Eugenia Prokop-Janiec deutet die jüdische Literatur in Polen als transkulturelle und mehrsprachige Erscheinung; Mirosława Bułat beschreibt das Phänomen des jüdischen Theaters; Olga Zienkiewicz berichtet anhand der Bibliotheksbestände des Jüdischen Historischen Instituts (ŻIH) in Warschau, was man in Polen vor 1945 auf Jiddisch lesen konnte, Monika Adamczyk Grabowska wiederum listet Übersetzungen aus der jiddischen Literatur ins Polnische auf. Der Aufsatz von Joanna Lisek über die Genderperspektive in den jüdischen Studien schliesst diesen umfangreichsten Buchteil ab.

Zwei weitere Kapitel sind weniger homogen. Sie bieten ein breites Themenspektrum an: von den ersten jüdischen wissenschaftlichen Instituten in Wilna (YIVO) und Warschau (ŻIH) über das stereotype Judenbild im Film bis zu den politischen Auseinandersetzungen ums Jiddische in Polen zwischen 1944 und 1949.

Die zwei Aufsätze des letzten Teils behandeln das Phänomen gleichzeitiger Präsenz und Absenz des Jiddischen im (Kultur-)Alltag: die Entstehung der jiddischen Literatur und später das Aufgeben des Jiddischen als Kultur- und Sprachraum (Michał Głowiński) sowie die Merkmale jüdischer Identität ohne Jiddisch (Małgorzata Melchior). Die Schlussbetrachtung von Stanisław Krajewski – Mathematiker, Philosoph und Präsident des Polnischen Rates der Christen und Juden – bezeugt das vertraute und vertiefte Erleben der *Jiddischkeit*. Diese versteht Krajewski als ein Gemisch aus jiddischer Sprache, jüdischer Religion und jüdischem Schicksal, Diaspora-Mentalität wie auch aus sozialen, historischen und geographischen Bedingungen. Ähnlich wie Weinreich unterstreicht Krajewski, dass man ohne kulturellen Hintergrund nicht im Stande ist, die Sprache in allen ihren Schattierungen (u. a. Witze und Wortspiele) zu begreifen. Die wirkliche Erfahrung des Jüdischen ist auch erst dann möglich, wenn man den Automatismus eigener Assoziationen überwindet. Eine authentische Art des Erlebens jüdischer Kultur wird heutzutage, so Krajewski, durch „virtuelle *Jiddischkeit*“ ersetzt. Mit diesem Begriff bezeichnet er die an Kitsch grenzenden pseudo-jüdischen Kulturveranstaltungen bzw. Klezmer-Konzerte.

Dass jüdische Kultur in Polen weder rein ethnografisch dargestellt noch auf die Rezeption der chassidischen Kultur begrenzt wird, beweist die im Muzeum Sztuki w Łodzi ms<sup>2</sup> (Kunstmuseum ms<sup>2</sup> in Łódź) organisierte Ausstellung *Pole. Jude. Künstler. Identität und Avantgarde* (16.10.2009-31.1.2010). Viele teils selten teils noch nie gezeigte Werke wurden dort so präsentiert, dass interessante Querbezüge

zwischen dem Schaffen einzelner Künstler hergestellt wurden, die unterschiedlichen Künstlergruppen (YUNG YIDISH, YUNG VILNE, Krakauer Gruppe, ARTES aus Lemberg) angehörten. Das Jiddische war auf dieser Ausstellung auffällig präsent: auf Plakaten zu Aufführungen des jüdischen Theaters, in den in Vitrinen ausgelegten Gedichtbänden und jiddischen Avantgarde-Zeitschriften (u.a. *Albatros*, *Chaliastre*), auf Vignetten und Ex-Libris. Der Ausstellungskatalog wird zweisprachig (Englisch und Polnisch) erscheinen; enthalten wird er u.a. die Aufsätze, die während der im Herbst 2009 zur Eröffnung der Ausstellung organisierten internationalen Tagung vorgetragen wurden.

Bern

*Anna Maja Misiak*

DUDEK, BEATA: *Juden als Stadtbürger in Schlesien. Glogau und Beuthen im Vergleich 1808-1871*, Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2009 (= Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 60), 462 S., ISBN 978-3-8300-4505-2.

„Der Aufstieg der Juden aus sozialer Marginalität ins Bürgertum bildet eine beispiellose Erfolgsgeschichte“, konstatiert Beata Dudek (S. 60). Auf diese Bemerkung folgt die Beschreibung eines Aufstiegsprozesses, der den Erfolg der Judenemanzipation bestätigen soll.

Das Buch, die Druckfassung ihrer an der Technischen Universität Berlin angenommenen Dissertation, basiert sowohl auf reicher Auswahl an Quellen aus Archiven in Deutschland (Berlin, Frankfurt/Main, Duisburg), Polen (Katowice/Kattowitz, Zielona Góra/Grünberg) und Israel (Jerusalem) als auch auf deutscher und polnischer Sekundärliteratur. Gegenstand der Untersuchung ist der Eintritt der Juden ins Stadtbürgertum im 19. Jahrhundert bis zu ihrer vollen rechtlichen Gleichstellung in den Jahren 1869/1871. Dazu stellt sie zweierlei Fragen, die sie am Beispiel der jüdischen Gemeinden in Głogów/Glogau und Bytom/Beuthen zu beantworten sucht (S. 16ff). Zuerst fragt sie nach dem Einfluss unterschiedlicher als fördernd oder hemmend auf den Verbürgerlichungsprozess wirkender Stadttraditionen; sodann, inwieweit die Juden in der Zeit der vollständigen Gleichberechtigung Bürger geworden sind. Um ihre Zugehörigkeit zum Lokalbürgertum bemessen zu können, beschreibt Dudek den Anteil der Juden an der Stadtverwaltung, der lokalen Wirtschaft, im Militär, in Ortsvereinen und im Bildungssystem (Kap. 2). Danach stellt sie die Organisation des jüdischen Gemeinwesens (Kap. 3) und den religiösen Wandel innerhalb des Judentums (Kap. 4) dar. Begleitet wird die Darstellung von einer Skizze der historischen Entwicklung der jüdischen Gemeinden in Glogau und Beuthen bis zum 19. Jahrhundert (Kap. 1) sowie neun Anhängen.

Mit Glogau und Beuthen wählte Dudek für ihre Forschung zwei Städte unterschiedlicher Szenerien: Glogau – eine mittelgroße traditionelle Stadt, deren räumliche Entwicklung infolge ihrer Funktion als Festungsstadt eingeschränkt war, und Beuthen – eine Kleinstadt, die während des 19. Jahrhunderts zu einer expandierenden Industriestadt aufstieg. Ihre Hauptthese, die die jüdische Bevölkerung der beiden Städte als „Kerngruppe des deutschen Bürgertums“ betrachtet (S. 18f), bezieht sich dabei explizit auf die Studien von Simone Lässig und Till van Rahden, die sich zwar auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts konzentrieren, während sich Dudek

die Entwicklung ab 1808 bereits in den Blick nimmt. Wenn es Verfasserin auch gelingt, ihre These über den erfolgreichen Eintritt der Juden ins städtische Bürgertum in Glogau und Beuthen durch eher deskriptive Aufzählung jüdischer Aktivität vor Ort plausibel zu machen, bleibt sie eine grundlegende Analyse der gesellschaftlichen Umwandlung jedoch schuldig. Vielmehr knüpft sie an eine Betrachtungsweise an, die die jüdische Geschichte im 19. Jahrhundert als Erfolgsgeschichte betrachtet. Dazu nennt sie dutzende Firmen und Vereine, in denen Juden aktiv waren, hinterfragt aber die tatsächliche Akzeptanz von Juden seitens der christlichen Mehrheitsbevölkerung nicht. Durch diese detaillierte Auflistung jüdischer wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Aktivität wird ein Bild gezeichnet, in dem für antijüdische Vorbehalte seitens christlicher Einwohner kein Raum ist.

Ein weiterer Mangel an kritischer Auseinandersetzung mit den von ihr herangezogenen Quellen zeigt sich in der Analyse der politischen Lage vor Ort. Obwohl die politische Lage der Juden in den beiden untersuchten Städten besser war als andernorts in Preußen, kann kaum jedes diesbezügliche Ergebnis als positive Leistung angesehen werden. So, wenn Dudek über die 1809 erfolgte Wahl eines jüdischen Bürgers in den Kreis der 24 Beuthener Stadtverordneten schreibt, sie sei „als ein Zeichen für die Akzeptanz der jüdischen Bevölkerung in der Stadt auf[zu]fassen“ (S. 74). Dabei übersieht sie, dass der prozentuale Anteil der jüdischen Gemeinde von ca. 10% an der Stadtbevölkerung auch einen grösseren Anteil an der Stadtverwaltung hätte erwarten lassen.

Genauso wäre zu fragen, warum in Glogau, wo bereits vor 1808 Juden eine wesentliche Rolle in der lokalen Gesellschaft gespielt haben, in den 1870er Jahren erstmals ein jüdischer Bürger im Stadtrat sass (S. 328). Die Frage, ob darin ein Zeichen für immer noch herrschende christliche Vorbehalte gegenüber der politischen Partizipation von Juden zu sehen ist, stellt Dudek in diesem Zusammenhang leider nicht (siehe dazu K. Lohrmann, Bemerkungen zum Problem „Jude und Bürger“, in: F. Mayrhofer & F. Oppl (eds.), *Juden in der Stadt*, Linz 1999, S. 152f; R. Erb & W. Bergmann, *Die Nachtseite der Judenemanzipation: Der Widerstand gegen die Integration der Juden in Deutschland (1780-1860)*, Berlin 1989, S. 29ff; B. Streng, *Juden im preußischen Justizdienst (1812-1918): Der Zugang zu den juristischen Berufen als Indikator der gesellschaftlichen Emanzipation*, München 1996).

Eine wirklich vergleichende Untersuchung ist Verfasserin nicht gelungen. Wenn sie auch hinsichtlich beider Städte die gleichen Fragen stellt, stehen die Antworten darauf doch weitgehend unverbunden nebeneinander. So gleicht das Buch am Ende eher einer Zusammenstellung von zwei Monographien zu den jüdischen Gemeinden als einer vergleichenden Städtstudie. Ein anschauliches Beispiel dafür liefert die Frage nach der unterschiedlichen Bevölkerungsentwicklung der beiden jüdischen Gemeinden. Zwar erfährt man, dass die jüdische Gemeinde in Beuthen wesentlich schneller wuchs als die andere. Zur Erklärung wird aber nur angemerkt, dass Juden wegen der Schulden der Gemeinde in Glogau dort nicht ansässig werden wollten (S. 101). Auch der Hinweis auf die beschränkte räumliche Entwicklungsmöglichkeit Glogaus infolge des Festungscharakter überzeugt nicht, da die christliche Bevölkerung im selben Zeitraum erheblich anwuchs.

Trotz dieser kritischen Bemerkungen hat die Monographie auf Grund ihres faktographischen Materials für die Geschichtsschreibung ihren Wert. Als Resultat



intensiver Archivrecherchen wartet sie am Ende mit einer Fülle von Daten und Fakten zur jüdischen Geschichte in Glogau und Beuthen auf, die ihrerseits wiederum Ausgangspunkt weiterer Forschungen werden können.

Potsdam

*Michał Szulc*

ARNOLD, GERFRIED: *Juden in Dinkelsbühl*, ed. Historischer Verein für Alt-Dinkelsbühl, Dinkelsbühl 2010, 551 S., Illustrationen.

Der Stadtarchivar legt ein umfangreiches Regestenwerk vor, das seinen Schwerpunkt im 17. und 18. Jahrhundert hat (S. 77-465), aber bis ins Mittelalter einerseits und ins 19. Jahrhundert andererseits ausgreift. Die hier erschlossenen Quellen aus dem Stadtarchiv und dem Staatsarchiv in Nürnberg eröffnen neue Einblicke in die Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte der Juden in Mittelfranken. So finden wir schon 1456 einen jüdischen Pferdehändler (S. 25), und 1680 besuchten jüdische Geschäftsleute von weit entfernten Orten wie Wertheim oder Heidelberg den Markt in Dinkelsbühl. Leider fehlt eine Synthese des ausgebreiteten Materials. Sprachlich bedenklich ist, im Kontext des 19. Jahrhunderts von „Glaubensjuden“ zu schreiben (S. 466), entstammt doch dieser Terminus der NS-Ideologie. Auch gab es kein „jüdisches Handelswesen“ (S. 84), sondern nur eine Beteiligung von Juden am allgemeinen Landhandel, die von Region zu Region verschieden war.

Dossenheim

*Uri R. Kaufmann*

TAUBER, ALON: *Zwischen Kontinuität und Neuanfang. Die Entstehung der jüdischen Nachkriegsgemeinde in Frankfurt am Main 1945-1949*, Wiesbaden 2008 (= Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen, Bd. XXIII), 220 S., ISBN 978-3-921434-27-7.

In Frankfurt entstand nach 1945 die grösste jüdische Gemeinde Westdeutschlands (ohne Berlin). Tauber zeichnet ein anschauliches Bild von den verschiedenen Personengruppen, die sich in der Stadt befanden. Fünf Jahre bestanden zwei jüdische Gemeinschaften sogar nebeneinander: die deutsch-jüdische Gemeinde, anfänglich geleitet von Rabbiner Leopold Neuhaus, und das aus osteuropäischen Juden zusammengesetzte *Komitee der befreiten Juden*. Die deutsch-jüdische Gemeinde erhielt früh Teile des Grundbesitzes der Vorkriegsgemeinde zurück. Wie an vielen anderen Orten in der jungen BRD, entbrannte darüber auch hier ein längerer Streit mit der Jewish Restitution Successor Organization (JRSO). Trotz vieler gegenseitiger Vorbehalte fusionierten die zwei Gruppen Ende 1949 schliesslich doch. Intensiv und mit gebührend differenzierendem Urteil behandelt Verfasser dabei auch das komplizierte Verhältnis zwischen Vor- und Nachkriegsgemeinde.

Die Studie basiert auf der Auswertung der zeitgenössischen jüdischen Periodika, den umfangreichen Akten der Nachkriegsgemeinde, Unterlagen der Hilfsorganisation „Joint“, Wiedergutmachungsakten aus dem hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden, städtischen Akten und denjenigen der amerikanischen Militärverwaltung (OMGUS), die im Münchner Institut für Zeitgeschichte zugänglich sind.

Zu bedauern ist nur, dass die nach 2002 erschienene Literatur nicht mehr eingearbeitet wurde. Dafür werden manche Zitate mehrfach angeführt. Etwas stark betont der Autor die religionsgesetzliche Problematik der gemischt-konfessionellen Ehen: Seit 1900 hatten sich die jüdischen Gemeinden – von den orthodoxen abgesehen, hier verlor man in solchem Falle satzungsgemäss sofort die Mitgliedschaft – damit pragmatisch abgefunden. Dennoch, in der Nachkriegsgeschichte der jüdischen Gemeinschaft in der BRD ist die an der Universität Frankfurt eingereichte Doktorarbeit ein wichtiger Mosaikstein.

Dossenheim

*Uri R. Kaufmann*

HAUS DER GESCHICHTE BADEN-WÜRTTEMBERG (ed.): *Der Umgang mit der Erinnerung. Jüdisches Leben im deutschen Südwesten*. Laupheimer Gespräche 2005, Stuttgart 2010, 199 S., ISBN 978-3-8253-5770-2.

Eine inzwischen fest etablierte Publikationsreihe sind die Laupheimer Gespräche. Mit einer 2005 abgehaltenen Tagung wollte das Haus der Geschichte Baden-Württemberg Bilanz über den Umgang mit der Vergangenheit ziehen. Eine Mitarbeiterin, Cornelia Hecht, zeigt an den Beispielen Laupheim und Haigerloch, wie verwickelt der Weg zu Gedenkstätten sein konnte. Allerdings initiierte der baden-württembergische Landtag schon 1963 ein Dokumentationsprojekt zur jüdischen Landesgeschichte. Der Direktor des Hauses der Geschichte, Thomas Schnabel, verweist auf die Wirkung des 1958 in Ulm abgehaltenen Einsatzgruppenprozess und der Ludwigsburger „Zentralstelle zur Verfolgung der NS-Verbrechen“ für das öffentliche Bewusstsein in Baden-Württemberg. Joachim Hahn beschreibt die Entstehung von drei Bürgerinitiativen in Freudental, Hechingen und Baisingen, und man erfährt von seiner Motivation zur Tätigkeit als webmaster der wichtigen website [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de). Wolfgang Marienfeld zieht für die Zeit nach 1985 eine Bilanz bezüglich der Darstellung jüdischer Geschichte in Schulbüchern. Leider nennt er nur vereinzelt Titel (keine Verlage!) und bei einem Exkurs über Schulbücher der wilhelminischen Zeit fehlen nähere Angaben gänzlich. Dagegen findet sich in den Anmerkungen ein längerer zum Thema nicht passender Exkurs über biologistischen Sprachgebrauch unter Juden im Zeitraum 1897-1933 (Anm. 17, S. 170f.). Guy Stern geht näher auf den heute vergessenen Autor Alfred Neumann ein, der einen Roman über einen gescheiterten jüdischen Aufsteiger (Moritz von Haber aus Karlsruhe) verfasst hatte. Leider erfährt man nicht, dass dieser Roman schon 1926 veröffentlicht wurde. Im Aufsatz wird nur ein Nachdruck von 1955 zitiert. Nach Stern portraitiert Neumann einen Juden mit negativen Eigenschaften, ohne in antisemitische Klischees zu verfallen. Ulrich Knufinke schliesslich erläutert sein Projekt über die Herstellung von Baumodellen zerstörter Synagogen. Das jüdische Leben in Südwestdeutschland nach 1945 kommt mit dem siebenseitigen Essay von Landesrabbiner Emeritus Joel Berger (bei einem Buchumfang 199 S.) trotz des programmatischen Untertitels des Bandes allerdings etwas zu kurz weg.

Dossenheim

*Uri R. Kaufmann*